

Gerrit Meijer

BERLIN, PUNK, PVC

Die unzensurierte
Geschichte



neues leben

Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

Bildnachweis

Soweit nicht anders angegeben, stammen die Fotos aus dem Privatfundus von Gerrit Meijer.

ISBN 978-3-355-01849-4

© 2016 Verlag Neues Leben, Berlin

Umschlaggestaltung: Verlag,
unter Verwendung eines Motivs von Gerrit Meijer

Die Bücher des Verlags Neues Leben
erscheinen in der Eulenspiegel Verlagsgruppe.

www.eulenspiegel.com

Vorwort

von Bela B

Gerrit Meijer hat ein Buch geschrieben. Will ich das lesen?

Ich habe Gerrit nicht oft getroffen in meinem Leben, aber immer, wenn es mal wieder so weit war, hatte ich danach das Gefühl, etwas dazugewonnen zu haben.

Der Mann hat was »Schratiges«, ohne Frage, aber Gespräche mit ihm sind immer intelligent, angenehm, führen allerdings nicht immer zu den angenehmsten Erkenntnissen. Er ist keiner der optimistischsten Menschen, die ich kenne, aber einer der ehrlichsten. Er hat eine klare Sicht auf die Dinge, und nach seiner Meinung gefragt schönt er sie nicht um des lieben Friedens willen.

Als ich das erste Mal von ihm hörte, ging ich noch zur Schule. In den Zeitungen war von diesem neuen Ding aus England die Rede: Punk. Ich war interessiert. Teenager fühlen sich angezogen von gefährlichen Dingen – und Punk machte mir Angst! Punk negierte alles, wollte abstoßend sein, gehasst werden. Halbwüchsige stellten ihre Antihaltung zur Schau. In England, in den USA und, wie ich erstaunt feststellte, auch in Berlin.

1977 öffnete eine Musikkneipe ihre Pforten, die sich Punkhouse nannte und in der *BZ* mit den Worten warb: »Mach dir ein paar miese Stunden, komm ins Punkhouse!« Das fand ich als junger Piepel natürlich krass.

Die Hausband und erste deutsche Punkband überhaupt kam aus meiner Stadt: PVC, deren Gitarrist Gerrit Meijer war.

Zwar nimmt Hamburg auch für sich in Anspruch, Deutschlands erste Punkband hervorgebracht zu haben, aber das kennen wir ja schon von der Currywurst. Wenn es um Street-credibility geht, hat das wohlhabende Hamburg gegenüber Berlin einen mittleren Komplex, wie es scheint.

Es sollte noch eine Weile dauern, bis ich PVC persönlich kennenlernte, denn als ich mir das erste Mal die Haare färbte und auf der Suche nach Gleichgesinnten in Bars und auf Konzerte rannte, gab es das Punkhouse nicht mehr und PVC waren ebenfalls Geschichte, vorerst. Eine Geschichte, über die ich übrigens hier endlich mal mehr erfahre.

Es gab bald andere Bands, die wilder erschienen, lauter und bunter daherkamen. Bands begannen, auf Deutsch zu singen, wenn sie etwas zu sagen hatten oder wenigstens so taten. Die Szene wurde größer und vielfältiger, aber PVC waren und blieben die Ersten.

Leider auch die Ersten, die sich auflösten, und das, ohne einen Tonträger aufgenommen zu haben (von einer legendären Vinyl-Scheibe mit Übungsraumaufnahmen in der Auflage von 50 Stück mal abgesehen, die ich aber nur vom Hörensagen kenne und bei deren Erwähnung Gerrit bestimmt die Augen verdreht). Sie waren zu früh dran für die bald boomenden Indielabel.

1979, am Tag von Bill Haleys Tod, wie ich damals irrtümlich annahm, ging ich auf mein erstes Punkkonzert und sah dort, neben DIN A Testbild und Tempo, eine fiese Band namens White Russia. Fies besonders deshalb, weil der Gitarrensound dünn und schneidend gegen jedes Wohlgefühl ansägte, das man sonst von Rockkonzerten her gewohnt war. Ihr Gitarrist war Gerrit, und er erinnerte mit seiner Frisur an Henry Spencer, die Hauptfigur aus David Lynchs erstem, extrem verstörendem Film *Eraserhead*.

Ich spielte fortan selbst in verschiedenen Punkbands und machte zufällig ein bisschen Karriere. Nach dem selbstgefälligen Ende meiner Band 1988 war ich voller Tatendrang und suchte nach neuen musikalischen Herausforderungen. Ich hörte von der Wiedervereinigung von PVC und entwickelte

die Idee, mit ihnen gemeinsam meine Lieblingssingle *Pogo Dancing* von Chris Spedding & The Vibrators neu zu interpretieren. Damit PVC auch was davon hatten, nahmen wir gleich noch *Wall City Rock*, eines ihrer bekanntesten Stücke, gemeinsam auf.

In einem der Songs gab es ein Solo von Gerrit, das mir gut gefiel, aber leider völlig übersteuert war. Als ich Gerrit darum bat, es noch einmal so zu spielen, schaute er mich an und sagte: »Bist du irre? Ich weiß doch nicht mehr, was ich da eben gemacht hab!« Yeah – in dem einen Satz war der essenzielle Unterschied zwischen Musikestablishment und Punkrock enthalten. Dem war nichts hinzuzufügen, und wir nahmen die Aufnahme so, wie sie war.

Für eine Dokumentation über das SO36, Berlins bekannteste Live-Location für Punk- und artverwandte Konzerte, in der es um eine drohende Schließung der Halle ging, wurde neben mir und vielen anderen Berliner Musikern auch Gerrit interviewt. Während sich alle Musiker, inklusive mir, in Wut und Trauer übertrafen, ätzte Gerrit nur ein »Endlich macht der Scheißladen dicht!« in die Kamera. Damit hat er sich nicht viele Freunde gemacht, aber insgeheim bewunderte ich ihn für seine Ehrlichkeit und seinen Mut, obwohl er selbst das sicher nicht als mutig empfand.

Wir hielten über Jahre lockeren Kontakt. Er rief mich an, als er ein seltsames Schlagerprojekt plante, das vor ätzendem Sarkasmus nur so triefte und zu dem ich ihm sagen musste, dass es die Leute wohl eher abstoßen als dass es ein Hit werden würde. Gerrit antwortete mit seinem schiefen Grinsen: »Bela, gute Musik, das ist bei Büchern und Filmen genauso, muss weh tun, sonst hat sie keinen Sinn.«

Da war sie wieder, diese Haltung, konsequenter als jede Tätowierung, der längste Irokese oder fünf Tage wach!

Und jetzt hat der Mann ein Buch geschrieben. Um auf meine eingangs gestellte Frage zurückzukommen: Will ich das lesen? SCHEISSE, UND OB ICH DAS LESEN WILL! Ich mach mir ein paar miese Stunden und werde jede Sekunde davon genießen.

Anarchy in Westberlin

Das Jahr 1976 beginnt mit einer offen stehenden Wohnungstür, da bei mir eingebrochen worden ist. Zum Glück fehlen nur die vierhundert Mark, die auf dem Tisch lagen. Nervig ist das Ganze aber trotzdem. Verkatert und hundemüde informiere ich erst mal die Polizei und muss mich dann auch noch um den Einbau eines neuen Schlosses kümmern. Nach diesem Vorfall schleicht sich bei mir ein übertriebenes Sicherheitsbedürfnis ein. Bemüht, die Wohnung wasserdicht zu machen, schließe ich für die nächsten paar Monate sogar die Tür zu meinem einzigen Zimmer ab. Der Schlüssel dafür wird für Bösewichte unauffindbar im Flur deponiert. Das wird Folgen haben, aber davon später.

Im Februar stoße ich beim Lesen des *New Musical Express* auf einen Artikel über die New Yorker Szene, in dem es um Gruppen wie Television, The Dictators und The Heartbreakers geht. Am obskursten jedoch erscheint mir das Konzept der Ramones. Zwanzig-Minuten-Auftritte, Zwei-Minuten-Songs, keine Soli. Keine Soli entsprechen auch meinem handwerklichen Können. Da gibt es also offensichtlich eine Band, die öffentlich in Erscheinung tritt, obwohl sie dem vom Publikum eingeforderten Standard in keinster Weise entspricht! Ein dilettantischer Silberschweif am Horizont?

Sofort stürze ich mich in erste Kompositionsversuche. Neben meiner Vorliebe für archaischen Rock'n'Roll und die neu

entdeckten Ramones, von denen ich noch gar keinen Ton gehört habe, tut sich eine weitere Inspirationsquelle auf. Über Bizarre Records, einen Insider-Laden in London, kann man allerlei schräges Zeug bestellen. So bildet sich eine kleine, aber hartnäckige Kultgemeinde um Bands wie The Flaming Groovies, Eddie and the Hot Rods, Dr Feelgood und die französischen Stinky Toys. Die Speerspitze bildet die Iggy-and-the-Stooges-Semi-Bootleg *Metallic K.O.*, die man ausschließlich bei Bizarre Records beziehen kann. Ostern erhalte ich die erste Lieferung ... Die Platten kommen gerade richtig, um mir über den Frust, den die letzte Stones-LP *Black and Blue* ausgelöst hat, hinwegzuhelfen.

Im Juni ist es dann so weit: Tibi, ein Freund von mir, kommt mit der ersten Ramones-LP vorbei. Die Militanz und Energie, die da überkommt, wirkt geradezu berauschend. Man kann gar nicht genug davon bekommen, nach all dem Gejammer und Gesäusel, das wir die letzten Jahre über ertragen mussten. Nachdem wir das Werk dreimal gehört haben, geht's wie immer ins Madow, Pariser Straße nahe Olivaer Platz. Das geht aber nun, nach der gerade verabreichten Medizin, überhaupt nicht mehr – also wieder nach Hause und weiter die Ramones gehört, was sonst! Drei Wochen später ist die Platte völlig runter, so dass ich mir ein neues Exemplar kaufen muss.

Verzweifelt durchforste ich meine Plattensammlung nach noch Hörbarem. Herhalten müssen die New York Dolls, die Stooges und einige wenige andere Scheiben. Aber was ist mit dem Rest? Entpuppt sich alles als Schrott, weil nicht mehr zeitgemäß? Ich bin verwirrt ... das neue Hörerlebnis stellt alles infrage. Meine Begeisterung wird jedoch vom DJ im Tolstefanz nicht geteilt. Nach einer halben Minute *Blitzkrieg Bop* bricht er ab und gibt mir die LP mit dem Kommentar »Viel zu aggressiv!« wieder zurück.

Der Szeneduktus insgesamt wird immer unerträglicher – aber wohin? Der Zufall führt mich und Tibi eines Tages in Joes Bierhaus – Slogan: »Wir um dreißig« – am Theodor-Heuss-Platz. Wider Erwarten lässt es sich hier gut aushalten. Keiner ist affektiert, man tanzt zu Boney M. und Ähnlichem.

Ebenfalls als entspannt erweist sich ein Tagesausflug nach Ostberlin. Tibi, der dort eine Freundin hat, nutzt die Gelegenheit, um eine Musikkassette mit der neuen Musik einzuschmuggeln. Mit den Tunes der Ramones und Modern Lovers im Kopf besuchen wir eine Veranstaltung mit Liveband in einem Jugendclub. Nach dem Ausweis befragt meint der Typ an der Kasse: »Ihr seid ja aus dem Westen!« – »Ja, und?«, antworten wir. Ein kurzes Plenum wird einberufen, woraufhin der Kassenwart verschwindet und ein Mädels seinen Job übernimmt. Sie lässt uns rein. Der Vorgang ist der: Erstens – Westler sind offiziell nicht zugelassen. Zweitens – eine stellvertretende Person kann aber, wenn sie diese Regelung nicht kennt, den Klassenfeind reinlassen, ohne belangt zu werden.

Im Club selbst sind wir wegen unserer Ramones-Gürtelschnallen – US-Adler mit Baseballschläger und zuckenden Blitzen in den Krallen – sofort die Attraktion. Die Kids sind unglaublich nett und geben sich ganz natürlich. Es tut mir in der Seele weh, wenn ich an all die affektierten Affen in den West-Szeneläden denke. Wodka-Cola kostet eine Mark acht, die Liveband spielt zum x-ten Mal ihren Hit *Auf der Titelseite des ND – Neues Deutschland*. Der DJ verfügt über drei Westplatten, Bryan Ferry, Maggie Bell und die Beatles, die er in homöopathischen Dosen ins Programm einfließen lässt.

Ein durchgeknallter Bekannter von Tibi ermöglicht uns durch den Kauf einiger unserer Platten eine Stippvisite in London. Baumann, Vorname unbekannt, hat geerbt und es sich zur Aufgabe gemacht, die Kohle möglichst schnell durchzubringen. Er geht an Tibis Plattenregal, zieht eine beliebige LP raus, schaut aufs Label und sagt: »Du musst mir alle Platten, die du von dieser Firma hast, verkaufen!« Dabei bekommt sein Blick etwas Manisches. Ihn von solchen Obsessionen abzubringen erfordert die Fähigkeiten eines Diplompsychologen. Die LPs, die uns den Londonbesuch ermöglichen, hat Tibis Vater in Ungarn unter Vorwand für uns im staatlichen Presswerk herstellen lassen. Offiziell galten diese Bootlegs, also Schwarzpressungen, als Geburtstagsgeschenke. Dazu sprach

Tibi einige Glückwünsche auf Ungarisch aufs Band. Danach folgte der eigentliche Stoff – Stones und Yardbirds. Die Platten bestehen aus einer Aluminium-Scheibe mit einer dünnen Vinylschicht. Zum endlosen Abspielen eignen sich diese Dinger wahrlich nicht. Über die Jahre tauchen aber immer mehr Raubpressungen auf, auf denen sich auch die Aufnahmen unserer Ungarn-LPs befinden. Somit können wir diese leichten Herzens abstoßen. Kurzum, Baumann zahlt Tibi tausendvierhundert Mark für sechs Platten und mir tausendzweihundert Mark für fünf LPs.

In London angekommen stoßen wir erst mal auf unseren edlen Spender an und studieren dabei den *New Musical Express*. Da steht's: »First Single by The Damned out now!« Also am nächsten Tag hin zum Shag, einem zugigen Plattenverkaufsverslag auf dem Soho Market. *New Rose* bei Windstärke elf und englischem Regen – ein Schlüsselerlebnis. Die Jagd auf alles, was schräg, trashig und punkig ist, beginnt. Da es noch nicht allzu viel gibt, kaufen wir alles aus diesem Bereich. Die Singles von Stiff und Chiswick, zwei gerade gegründeten Labels, sacken wir komplett ein; etwa ein Dutzend Platten. Die ersten Fanzines wie *Sniffin' Glue* machen gerade die Runde. Insgesamt gesehen ist die Szene noch sehr übersichtlich. Das wesentliche Erkennungsmerkmal der neuen Bewegung sind die kurzen, meist strubbeligen Haare. Etwas schäbige Klamotten ergänzen das Erscheinungsbild. Bondagehosen, Nietengürtel und all das andere konfektionierte Zeug ist noch nicht im Umlauf.

Im Hope and Anchor sehen wir mit The Damned zum ersten Mal eine Punkband live. Sie spielen sehr gut, von Dilettantismus keine Spur. Die Botschaft, dass eine Punkband scheiße sein muss, ist noch nicht durchgedrungen. Das Publikum, rund hundert Leute, ist begeistert. Anstelle von Eintrittskarten gibt es für siebzig Pence eine Spielkarte. Nick Lowe, Chef von Stiff Records und selbst Artist auf seinem Label, bietet seine bisherigen Veröffentlichungen aus einem Bauchladen an. Unsere nächste Station ist das Nashville – hier agieren die Vibrators. Vor dem Gig begegnet uns Captain Sensible von The Damned,

dem wir für ein Pint Bier zwei Buttons abluchsen. Auch dieses Konzert zeichnet sich durch große Professionalität aus. Was eher befremdlich wirkt, ist der Speicheldialog zwischen Publikum und Band. Eine dieser Aulen trifft mein rechtes Knie. Was tun? Ich gebe mich cool und wische den Punkkuss mit einer Serviette weg. Die dritte Band, die unser Interesse auf sich zieht, sind The Tyla Gang, irgendwo in Soho. Die erweisen sich aber, trotz Single auf Stiff, als zu hausbacken. Im Roundhouse erleben wir eines der ersten Motörhead-Konzerte. Viele mögen mich heute darum beneiden, aber auf mich machen sie wenig Eindruck. Vielleicht liegt es an der Machopose, die sich mir nie ganz erschlossen hat. Rock'n'Roll, der nicht in irgendeiner Form androgyn ist, hat aus meiner Sicht nichts mit Rock'n'Roll zu tun.

Zurück in Berlin geht alles seinen gewohnten Gang. Baumann bietet Tibi für die *Metallic K.O.* seinen VW an. Tibi dreht durch, schmeißt ihn raus und bricht den Kontakt für immer ab. Baumann endet als Junkie – für Stoff opfert er seine teuer erstandene Plattensammlung.

Punkmäßig aufgemotzt verbringe ich Silvester in Joes Bierhaus. Eine Amerikanerin lässt sich näher mit mir ein, weil sie mich für einen Weirdo hält ...

Heinrich hat mir noch vor Ende des Jahres die jeweils erste Sex-Pistols- und Richard-Hell-Single aus Amsterdam mitgebracht. *Anarchy in the UK* ist klasse. An *Blank Generation* von Richard Hell gefällt mir besonders die nihilistische Attitüde. Kein Protest, kein Aufschrei; es spielt sowieso keine Rolle, wofür du dich entscheidest. Du bist für dich selbst verantwortlich; verlass dich nicht auf andere!

Spätestens 1977 schwappt der Punk endgültig nach Deutschland. Und auch wenn es mir noch nicht klar ist, werden die Weichen für meine musikalische Zukunft gestellt. Die neue Ramones-LP *Leave Home* steht der ersten in nichts nach, die Television-LP *Marquee Moon* heizt das Fieber weiter an. Am 25. Februar findet im Kant Kino schließlich das erste Berliner Punkkonzert mit den Vibrators statt. Meine einschlägigen

Erfahrungen veranlassen mich, etwas weiter hinten Platz zu nehmen.

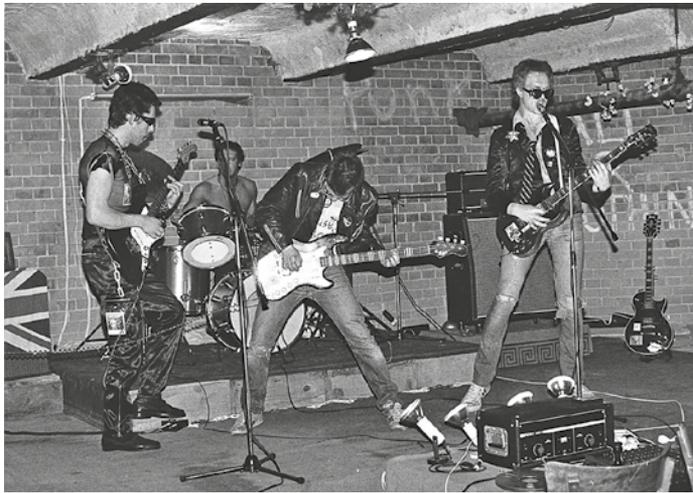
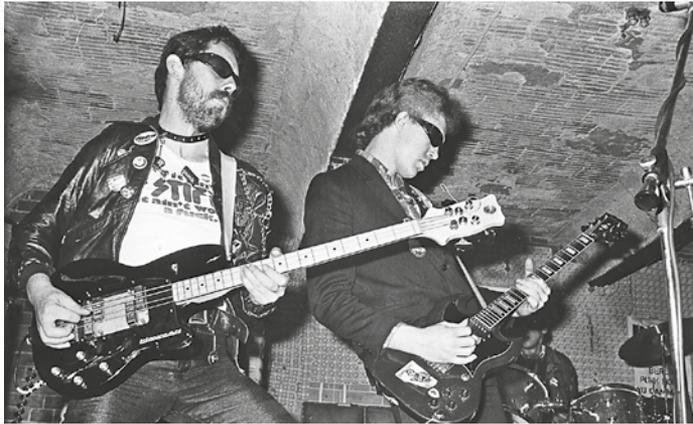
Neben meinem Freund Jürgen Dobroszcsyk, der später als Schlagzeuger zu PVC stößt, und mir befinden sich auch Knut Schaller und Raymond Ebert im Publikum. Knut ist, wie sich rausstellt, der Typ, der mir im Foyer durch sein Hammer-und-Sichel-Hakenkreuz-Shirt aufgefallen ist. Was ihn mit Raymond verbindet, ist das Bemühen, den Gig aufzunehmen. Knut, stinksauer über das Versagen seines Rekorders, erblickt zufällig Raymond und fragt ihn, ob er eine Kopie seiner Aufnahme bekommen kann. Als sie sich zwecks Übergabe treffen, erörtern sie die Möglichkeit, eine Band zu gründen.

Vierzehn Tage nach dem Vibrators-Konzert taucht bei Sun, dem ersten Independent-Plattenladen, gegründet Ende 1976, die erste Damned-LP auf. Beim Kauf dieser sensationellen Scheibe kommt Tibi mit Knut ins Gespräch. Während Knut von der Gründung einer Band erzählt, bringt Tibi meinen Namen ins Spiel. Ein Anruf von Knut folgt. Mit Gitarre und leichtem Zweifel besuche ich ihn am 10. März in seiner Wohnung in der Lützowstraße. Der erste Eindruck ist zwiespältig. Das I-Shot-Kennedy-Shirt geht in Ordnung, aber dieser Dreitagebart ... ich weiß nicht recht. Die Bude selbst ist cool, keine dieser üblichen Hippiehöhlen, in denen eine Korblampe über dem fünfzehn Zentimeter hohen Tisch hängt, vor dem man es sich im Schneidersitz »bequem« machen kann. Hinter der Werkstatt – Knut ist Modedesigner – befindet sich das Wohnzimmer. Allerlei Kitsch wie Reste von Neonreklamen, Roboter, kuriose Wackelbilder und anderer Schnickschnack bestimmen das Flair des Raumes. Auf dem roten Teppich steht ein Gibson-Verstärker. Auf der Zebracouch sitzt ein Kind mit Stirnband. Knut macht uns miteinander bekannt. Raymond – gerade noch fünfzehn – ist ebenfalls mit seiner Gitarre erschienen. Nach einigem Hin und Her ergreift Knut die Initiative, indem er uns einige seiner Lieder vorspielt und dazu singt. Zum Vortrag kommen *I Shot Kennedy* – der Song zum T-Shirt –, *Dirty Old Hippie* und eine Coverversion der Kinks, *I'm Not Like Anybody Else*. Raymond gibt einige Ideen zum Besten,

und ich brilliere mit meinen Slideguitar-Künsten – *You've Got To Move*. Zum Schluss intonieren wir gemeinsam nochmals *Dirty Old Hippie*.

Der Begriff Punk fällt während des Meetings überhaupt nicht. Wir definieren uns ausschließlich über das, was wir nicht wollen. Ob daraus etwas werden kann, steht in den Sternen. Aber da ist ja noch Marion, die Kellnerin aus dem Bierhaus ... wer weiß, ob das klappt. Sie lernt Polynesisch. Nach einer Sprachprobe befragt, stammelt sie etwas, was auf Deutsch »Ich liebe dich« heißen soll. Danach befragt, wie sie denn ausgerechnet darauf kommt, entgegnet sie: »Das ist doch der wichtigste Satz für eine Frau.« Sehr beeindruckend! Leider bin ich nicht damit gemeint.

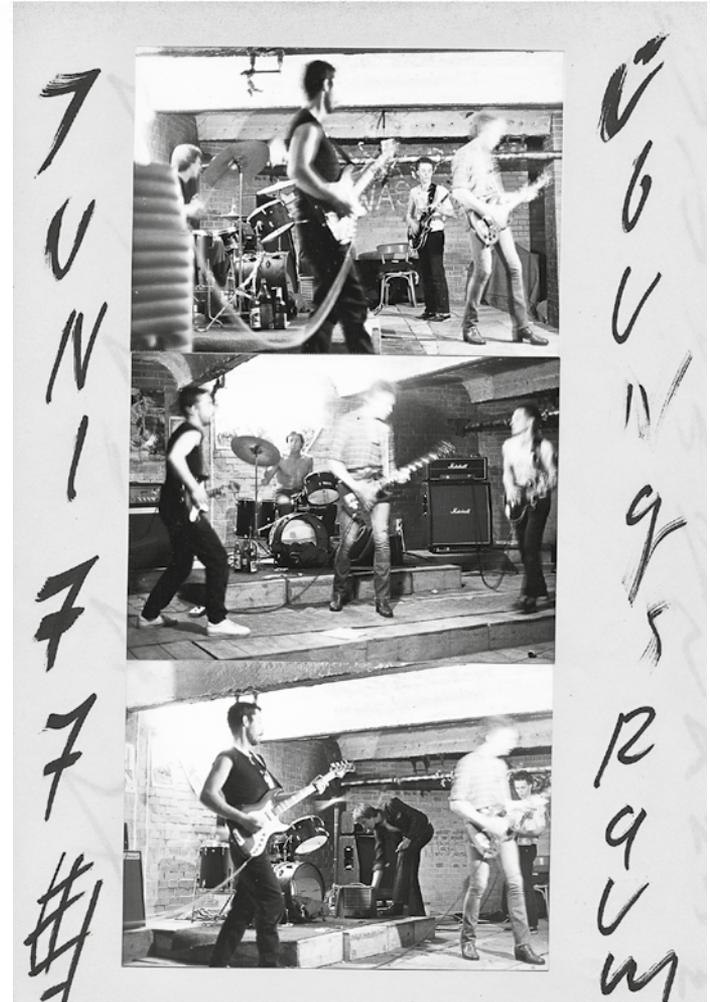
Knut meldet sich nach kurzem London-Trip zurück. Ein paar Platten – nicht nur für sich – hat er auch mitgebracht. Unter anderem die erste Clash-Single *White Riot* und die erste Saints-LP. Langsam gewöhnen wir uns aneinander, besser gesagt ich mich an ihn. Meine anfängliche Skepsis schlägt allmählich in Begeisterung für die Sache um. Ende März ist es dann so weit, dass wir einen Übungsraum in dem Gebädetrakt, in dem sich auch Knuts Wohnung befindet, bekommen. Dafür hat er mit Raymond eine alte Champignonzucht ausgeräumt und aus den Holzkästen eine Bühne gebaut. Als ich mit meinem Verstärker dazustoße, beginnen wir noch als Trio zu proben. Der Raum ist ziemlich groß und völlig ungedämmt. Bei Regenschauern, wie sich noch rausstellen wird, steht der Keller völlig unter Wasser. Das rettende Ufer – die Bühne – ist dann nur über ein paar Planken zu erreichen. Die Steckdosen werden gleich in gebührender Höhe angebracht, um im Ernstfall keinem Stromschlag zu erliegen. Nach erster zweistündiger Kakophonie mit drei Gitarren gelingt es, sich der Struktur von *No Fun* zu nähern. Ein Bass ist zwar vorhanden, aber niemand, der das Instrument bedienen möchte. Der erste Schlagzeuger, ein Libanese, kann zwar nicht spielen, lässt aber seine Drums im Keller, so dass wir die Möglichkeit haben, andere Trommler anzutesten. Was das Repertoire angeht, wollen wir in erster



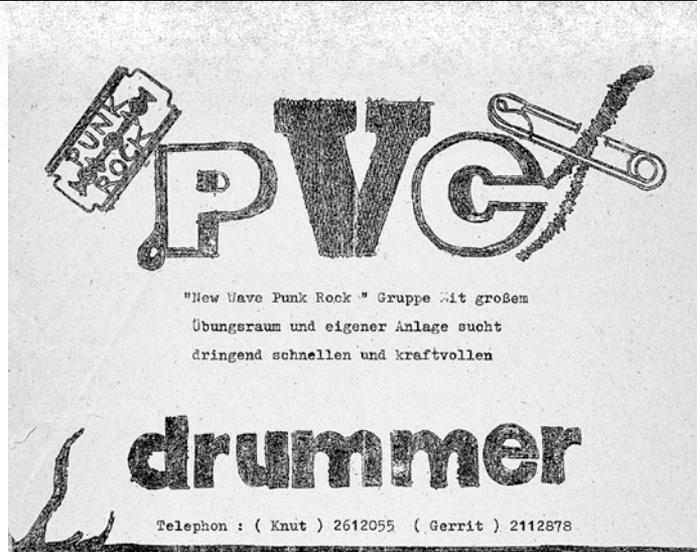
Die allerersten Proben, Frühjahr/Sommer 1977

Linie Coverversionen von 60er-Jahre-Garagenbands spielen. Eigene Werke sollen sporadisch ins Programm einfließen.

Anfang April wartet Knut mit dem ersten eigenen Song *Nothing Left* auf. Danach folgen Co-Produktionen von ihm und Raymond: *I Can't Take It* und *Spotlight Kid*. Raymonds erster eigener Song nennt sich *Jailed and Damned*. Nun wird es aber Zeit für meinen Erstling. Bei der Arbeit geistert mir plötzlich ein Riff durch den Kopf. Zu Hause halte ich die Idee



sofort auf Kassette fest. Nach intensiver Beschäftigung ist *Oh No Not Again* aus der Taufe gehoben. Zwischen uns bricht nun ein regelrechter Wettbewerb aus. Ständig kommt jemand mit einem neuen Titel, so dass die Coverversionen immer weiter in den Hintergrund rücken. In einer rudimentären Fassung nehmen wir am 20. April 1977 *Nothing Left* und *Oh No Not Again* mit Knuts Stereorekorder auf. Aus Ermangelung eines Drummers setzt sich Knut ans Schlagzeug, Raymond und ich



spielen Gitarre. Obwohl ohne Bass und Gesang, gewinnen wir einen ersten Eindruck.

Auf der Suche, nach einem »richtigen« Drummer erscheint Jäki Eldorado auf der Bildfläche. In seiner Begleitung befindet sich Mabel, heute Manager von Nina Hagen. Beide kommen aus dem Umfeld der Hula Hoop Boutique (später Blue Moon) in der Belziger Straße, wo sich Punks und Teddy-Boys mit Klammern eindecken können. Jäki mit pinkfarbener Brian-Jones-Frisur ist bemüht, kann aber nicht. Sein Versagen überspielt er mit der flapsigen Bemerkung: »Dann werde ich eben euer Sänger!« Warum nicht? Solange keine Gesangsanlage da ist, kann er ja keinen Schaden anrichten. Außerdem ist es immer gut, jemanden in der Band zu haben, der viel auf der Szene rumkommt und dazu beiträgt, dass der Name PVC die Runde macht. Einen tieferen Sinn hat unser Name übrigens nicht – es ist einfach der originellste auf einer Liste von fünfzig Vorschlägen, die Knut angeschleppt hat. Weitere Drummer finden sich ein: ein Bluesrocker, dem die Musik zu hektisch ist und der meint, es fehle »das gewisse Feeling«; ein Jimi-Hendrix-Fan, der gerne eine Lichtorgel um die Drums bauen würde, und Thorsten Kühnemann, der schon immer in einer Funk-Band spielen wollte – das P in unserer Annonce im *tip* hielt er für einen Druckfehler. Er bleibt trotzdem.

Ohne Gesangsanlage und mit wechselndem Bassisten – Ray, Knut und ich schieben uns das ungeliebte Instrument immer gegenseitig zu – geht's endlich richtig los. Als schon fünfzig Minuten Programm beisammen sind, schmeißt Thorsten plötzlich mit der Bemerkung »Bei dem Zeug bin ich ja in einem Jahr tot!« das Handtuch. Obwohl ärgerlich, lässt sich gerade Knut nicht beirren. Irgendwann wird es schon klappen! Ein weiterer Aspirant hat eine Vorliebe für Santana und bringt gleich seinen Bruder mit, der mit seiner Orgel antanzelt. Trommeln kann er, aber es entsteht eine seltsame Symbiose, die nicht Fisch, nicht Fleisch ist. Als er einen meiner Songs nicht in den Griff bekommt, fühlt er sich in seiner Musikerehre verletzt und wirft wutentbrannt die Sticks in die Ecke. Was nun?

[...]